Pommersche Volkstypen in der Dichtung. Von Oberlehrer Dr. Otto Altenburg

Als Ludwig Giesebrecht im Jahre 1865 über einige Gedichte der Sibylla Schwarz, einer 13jährigen pommerschen Dichterin des 17. Jahrhunderts, schrieb, da erklärte er, gleichsam zu seiner Entschuldigung: „Provinzialpoesie hat, vornämlich in Deutschland, neben der Provinzialgeschichte ihr Recht und ihren Wert.“ Er selbst hat diesen Satz durch Lehre und Beispiel bewiesen. Schon 43 Jahre vor ihm hatte ein Grösserer die deutschen Dichter auf die Darstellung der eigentümlichen Zustände ihrer Landschaft verwiesen und dabei besonders auf den Nordosten unseres Vaterlandes aufmerksam gemacht: im Jahre 1822 äusserte sich Goethe in der Vorrede zum deutschen Gilblas also: „Uns ist es höchst erfreulich, wenn ein wahres dichterisches Talent sich dem Besonderen widmet, und das, was dem Menschen als gemein und alltäglich vorkommt, in aller Eigentümlichkeit, glänzend hervorzuheben weiss; wie wir denn überhaupt von der Ostsee her kräftigen Succurs für die reale Dicht- und Darstellungsweise nächstens zu hoffen haben.“ Aber so erfreulich es ist, dass dem allumfassenden Geiste des Dichterfürsten auch das Erwachen pommerscher Dichterstimmen nicht entgangen ist, so sollen hier doch nicht seine persönlichen Beziehungen zu unserer Heimat verfolgt werden, wie sie sich z. B. aus seinen Briefen an J. G. L. Kosegarten, Ph. O. Runge u. a. Pommern nachweisen liessen. Bedeutsamer ist, wie bestimmt er den Dichtern Deutschlands „die Richtung auf eigentümliche Zustände der vaterländischen Gegend, auf das Besondere, das poetische Ergreifen des Nächsten, alltäglich und gemein Geachteten“ angibt. Die Geschichte bestätigt es ja, es hat eben „jedes Land, jede Landschaft und jeder Volksstamm Entfaltungen seines eigentümlichen Charakters und Lagen, welche in wenig veränderten Formen sich durch alle Jahrhunderte wiederholen müssen, die also beständig jung und neu bleiben, weil sie durch die unabänderliche Natur selbst bedingt sind“ (Giesebrecht). Was einmal behauptet ist [1]): „Pommern ist reicher an Feldherren und Staatsmännern, als an Dichtern“ ist wohl richtig: nicht immer hat sich die Dichtung auf Pommerns rauhen Fluren liebevoller Pflege erfreut, oft sind Jahrzehnte hindurch der Dichter Stimmen verstummt; und doch ist auch bei uns von den Tagen des Minnesanges an manch Lied erklungen, wäre es auch zu Zeiten nur ein Volkslied, oder die künstliche Reimerei der Gelehrten gewesen. Zahlreicher als in der Vergangenheit freilich treten pommersche Dichter erst seit dem Ende des 18. Jahrhunderts hervor, und in unseren Tagen dichtet man allerorts, in Stadt und Land. Auch Pommern hat heute seine Heimatpoesie. Möchte nur von allen gelten, was der Stralsunder K. Lappe in einem seiner bekanntesten Gedichte sagt: [2])

„Nord oder Süd! Wenn nur im warmen Busen
ein Heiligtum der Schönheit und der Musen,
ein götterreicher Himmel blüht!
Nur Geistesarmut kann der Winter morden.
Kraft fügt zu Kraft und Glanz zu Glanz der Norden.
Nord oder Süd!
Wenn nur die Seele glüht!“

Es erhebt sich nunmehr die Frage, welche eigentümlichen, aber im grossen und ganzen doch sich gleichbleibenden Züge die Dichtung den Pommern verliehen hat, welche typischen Eigenschaften sie den pommerschen Bauern, den Städtern und Kaufleuten, den Seeleuten und den Pommern

---

[1]) Das liebe Pommerland IV, p. 219.
[2]) K. L. Blätter I, 1824.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

überhaupt beizulegen liebt. Mag das Dichterauge auch manchmal die Wirklichkeit in verklärtem Lichte geschaut haben, in den wiederkehrenden Grundzügen wird sich doch der Kern des Volkscharakters erkennen lassen, ihre Darstellung wird der Förderung der Volkskunde dienen können.

Der pommersche **Bauer** kommt in den Schilderungen der Kantzow'schen Chroniken besonders schlecht weg; seine Faulheit, Gefrässigkeit und Grobheit werden besonders getadelt. Und aus dem „Rügenscher Landgebrauch" betitelten Buch des Landvogts von Normann, das ebenfalls dem 16. Jahrhundert angehört, führt E. M. Arndt eine noch schlimmere Charakteristik des pommerschen Bauern an: „Er ist übermütig, streit- und schlagsüchtig, hoffärtig und wild und will es im ungebundenen und herrischen Wesen den Junkern fast gleichtun." Abgesehen von der Schlagfertigkeit, die aber lediglich eine körperliche ist, ist dieses abfällige Urteil auf den rügenschen Bauern örtlich und zeitlich zu beschränken. Mehr Gerechtigkeit lässt ihm doch schon Kantzow widerfahren, wenn er die Aufrichtigkeit, Treue, Verschwiegenheit des pommerschen Volkes, d. h. doch in erster Linie des pommerschen Bauern, der „die Luegen und Schmeichelwort hasset", hervorhebt. Von dieser Seite kennt auch E. M. Arndt selbst seine Landsleute: in seinen „Erinnerungen aus dem äusseren Leben" berichtet er vom Jahre 1809 von gewissen „für die welschen Zwecke erkauften und eingelernten Schelmen und Spähern deutscher Zunge", fügt aber sogleich einschränkend hinzu: „Ich meine mit den Schelmen deutscher Zunge keine Pommern. Ich darf die Art meiner Heimat nicht schwärzen, sie ist etwas träg und bequem, aber durchaus gutmütig und gerade, ihre mit Recht gepriesene Fröhlichkeit, Tapferkeit und Treue beugt sich gottlob! selten zu Ränken und Hinterlisten hinunter." Die Dichtung hat nun die schlechten Eigenschaften des pommerschen Bauern nicht gerade gern dargestellt. Als Beweis für die Grobheit, von der auch seine Dorfpoesie nicht frei ist, mag jene alte Grabschrift angeführt werden, mit der Bauern den barschen Sinn eines Herrn von Sallern verspotteten (aus der Zeitschrift Eurynome, Stettin 1806 p. 277):

„Hie ligt Hans von Sallern;
wo plegte dat to ballern,
wenn he sine Buren utkloppt —
nu hebben se em hie henstoppt."

Doch nach dieser Seite wird der pommersche Bauer seine Standesgenossen anderer, zumal norddeutscher Gegenden nicht gerade übertreffen. Ausserdem macht die ältere Dichtung zu Vertretern des Grobianismus lieber Angehörige des pommerschen Adels.[1]) Vielmehr begegnen wir zwei Männern, die schon von der Sage früh verherrlicht sind, auch öfter in der Dichtung. Da ist zunächst Hans Lange, der Bauer aus Lanzig bei Rügenwalde, von dessen väterlicher Liebe zu dem verwahrlosten jungen Bogislaw und seinem Bruder Kasimir uns die Chronisten Kantzow und Mikraelius in ihrer treuherzigen Art erzählen. Dichterisch ist Hans Lange verherrlicht von dem Koserower Pfarrer **W. Meinhold** (Gedichte, 2. Auflage 1835) unter dem Titel „Bogislaw der Grosse und der Bauer Hans Lange. Romanze in drei Abteilungen". Mit packender Lebendigkeit führt er uns die Gestalt des jungen Herzogsohnes vor Augen:

„Sprich, wer ist der Bursch, der dort sich mit den Schusterjungen rauft?
Potz, wie setzt er sich zur Wehre, höre, wie er stöhnt und schnauft!
Durch die Kleider steckt der Ellenbogen, durch den Schuh der Zeh,
das ist wohl ein rechter Bube und ein rechtes Älternweh!"

So sieht ihn Lange, lässt sich von den Rügenwaldern berichten und versucht, den 16jährigen Junker für sich zu gewinnen, der ihm aber sogleich eine Probe von seiner trefflichen Erziehung gibt:

„Alter Schurke, Hund von Bauer, sage, was geht dich das an?
Spricht's und schlägt ihn in das Antlitz, dass es gleich mit Blut berann."

[1]) Hierüber gedenke ich an anderer Stelle zu handeln.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Doch das edle Bauernherz siegt über das verrohte Gemüt des Junkers. Durch herzliches Zureden gewinnt er sein Vertrauen, kleidet ihn auf seine Kosten ein, klug und liebevoll zugleich erinnert er ihn an Herkunft und Stand und lädt ihn zu sich nach Lanzig. — Den weiteren Verlauf der Dichtung werden wir im wesentlichen bei einem anderen Dichter kennen lernen.

Meinhold hat sich mit diesem Stoff schon früh beschäftigt; zuerst hat er ihn dramatisch behandelt, doch scheint das Werk nicht gedruckt zu sein. Immerhin ist mir eine Probe bekannt geworden (Hakens Pommersche Provinzialblätter, Band 3, 1821). Der Dichter war damals Rektor in Usedom und stand im 24. Lebensjahre. Sein Trauerspiel führte den Titel „Sophie von Pommern" und ist somit die erste uns bekannte Dichtung Meinholds. Aus den beiden erhaltenen Scenen ergibt sich, dass die Ermordung des jüngeren Herzogsohnes Kasimir den Eingang des Stückes bildete, dass eine Pflegetochter Sophiens, Sidonia, die jenen im stillen geliebt hat, die Schützerin Bogislaws wird, und dass mit einem starken Anachronismus Bugenhagen eingeführt ist, der als Bote des Herzogs Wartislaw die Kunde vom Tode Erichs II. nach Rügenwalde bringt und mit Begeisterung von Luthers gewaltigem Wirken in Wittenberg berichtet. Das Manuscript dieses Dramas hat Jean Paul vorgelegen; rückhaltlos hat er dem jungen Dichter seine Anerkennung ausgesprochen und ihm versichert, er sei „des wahren tragischen Ausdrucks mächtig und verspreche der Dichtkunst noch viel". Danach scheint es, als wenn der Verlust des Dramas zu bedauern ist. Überraschend ist es zu sehen, wie gern auch andere pommersche Dichter die Jugend Bogislaws und seinen Bauernerzieher besungen haben. Sie halten sich stofflich alle an die Darstellung Kantzows und bieten im wesentlichen nichts Neues. Ich nenne nur Th. C. Piper, J. F. Ch. Finelius, A. F. Meyer (ps. Brunold) und R. Prutz, der in seiner Sammlung „Aus der Heimat" unserm Bogislaw einen Cyklus von 12 Gedichten widmet.

Alle diese aber bleiben weit zurück hinter **Paul Heyses** Schauspiel in 4 Akten „Hans Lange", das 1866 erschien, also 2 Jahre vor seinem „Kolberg". Die dramatische Verwicklung ist nur einfach. Akt III bringt mit dem Tode des Herzogs Erich die einzige Steigerung zu einem dramatischen Höhepunkt: der Kanzler E. von Massow sucht Bugslaff zu beseitigen, um die Herzogin Sophia zur unbestrittenen Herrin des Landes zu machen. Der Plan scheitert an der List Langes; doch büsst der Bauer selbst mit seiner Gefangensetzung. Akt IV zeigt, wie sich der junge Bugslaff, der Bauernzögling, kraftvoll als Herzog durchsetzt, seinen väterlichen Erzieher befreit und der Mutter sowie dem inzwischen eingefangenen Massow grossmütig vergibt.

Um so schärfer hat Heyse aber die Charaktere herausgearbeitet. Da treten uns die pommerschen Edelleute J. von Krockow, H. von Puttkammer und J. von Dewitz in ihrer ganzen Roheit und Plumpheit entgegen. Dem Trunke sind sie mehr oder weniger alle ergeben — hat doch J. von Dewitz „dies wacklige Gestell, ein Fass von zwei Oxhoft zu tragen" — roh in Lebensweise und Sprache, haben sie ihre Freude an wilden Wolfs- und Bärenjagden, aber ihrem Lande und ihrem Herzoge sind sie alle treu ergeben. Allen listigen Versuchen des gewissenlosen Massow, sie für seine eigennützigen Pläne zu gewinnen, scheitern. „Nee, Massow, ruft Krockow aus, ein guter Pommer bin ich, weiter nichts. Mit Zehnen mich schlagen und Zwanzig unter den Tisch zechen; aber Pfiffe und Kniffe," — — — und an anderen Stellen ähnlich. Auf diese altpommerschen Junker kann sich der junge Herzog gegen den „Gottseibeiuns, den Massow" verlassen. Viel grösseres Interesse aber als der Adel gewinnen uns die Vertreter des Bauernstandes ab. Da ist zunächst Gertrud, die alte, lahme, schwerhörige Mutter des Bauern; sie ist die lebendige Tradition im Hause; strenge Zucht und echtes gottesfürchtiges Wesen pflanzt sie auf das kommende Geschlecht fort. In ihrer Gradheit, klugen Erfahrung und Ehrwürdigkeit ist sie die berufene, dem aus dem Bauernstande scheidenden jungen Bugslaff den Segen zu erteilen. Sie trägt unverkennbare Züge jener altgermanischen Frauen an sich, die uns Tacitus schildert. Ein durchaus würdiger Sohn dieser alten

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Gertrud ist Hans Lange selbst. In Liebe und Ehrerbietung steht er ihr gegenüber; bekennt er doch sogar von ihr: „Ja, die Weibsleute! Wenn unserm Herrgott mal von Hunderten eine gerät, dann ist es auch danach, dann taugt sie hundertmal mehr, wie der beste Mann“. An Gradheit, Offenheit des Wesens und Gottesfurcht steht dieser Bauer seiner Mutter nicht nach. Seine Charakterfestigkeit beweist er vor hoch und niedrig. So, wenn er der Herzogin erklärt: „Ich habe selbst eine Mutter, und wie ich jung war, hatt' ich auch einen harten Kopf, und sie eine harte Hand, und sie hat mich nicht schlecht kuranzt, wenn sie ihre Laune hatte. Ich weiss also sehr wohl, was sich ein Sohn von seiner Mutter gefallen lassen muss.“ Ebenso vernünftig denkt er über das Regieren: „Ich bin man ein armer Bauer, aber ich habe immer gehört, wer Land und Leute regieren will, muss sich erst selbst regieren können.“ Mit Strenge und Charakterfestigkeit verbindet sich bei Lange aber ein gut Teil Schlauheit. Sein sehr gesunder Grundsatz ist: „Worüber man nicht springen kann, da muss man unterwegkriechen.“ Den jungen Bugslaff aus äusserer und innerer Verwahrlosung zu retten, dazu ist also Hans Lange vorzüglich geeignet. Weil er die selbstsüchtigen Ränke des diplomatischen Kanzlers durchschaut, andererseits aber von dem Recht des jungen Herzogsohnes fest überzeugt ist, so wendet er all seine bäuerliche Weisheit und Schlauheit an, den Jüngling zu gewinnen, seine edleren Anlagen zu wecken und zu entwickeln, obgleich er „so'n muffiges, trotziges Wesen hat, wie eine Pogge im Mondschein“. Vor allem weiss er bei ihm das Bewusstsein von seinem fürstlichen Beruf zu entwickeln und ihn zu einem starken, mannhaften, gerechten Charakter zu erziehen, der sich im gegebenen Augenblick sein Recht erzwingt. — Alles in allem: Hans Lange ist der Typus eines Idealbauern, eine wahre Prachtgestalt.

Ein schönes Gegenstück zu H. Lange ist im 18. Jahrhundert Hans Müsebeck. Person und Name sind historisch. Der schönen Erzählung von seiner Treue gegen seinen König Karl XII. von Schweden liegt die Tatsache zu Grunde, dass er ihm in der Not des Nordischen Krieges zusammen mit einem andern Bauern seines Dorfes Konerow (bei Wolgast) eine grössere Summe gegen Verpfändung ihrer drei Pachthöfe vorschiesst. Die Sage aber lässt ihn selbst von der Heimat bis ins Lager des Königs nach Bender (in Südrussland) reiten, um seinem Landesherrn die Summe, die er in den Schäften seiner Stiefel mit sich trägt, zu überbringen. Zwei poetische Bearbeitungen sind mir bekannt geworden. Die eine ist von **Wilhelm Meinhold** (a. a. O.). In aller Schlichtheit trägt der Dichter die Sage vor, doch so, dass die Not des Königs — soeben hat er sein Leibross erschossen, um nicht verhungern zu müssen, und starrt schwermütig in Gedanken vor sich hin — und die treuherzige Biederkeit des pommerschen Bauern in wirkungsvollen Gegensatz treten. Dabei fehlt es ihm nicht an einem gewissen Bauernstolz, nur ist er frei von jeder Standesüberhebung. Offen erklärt er dem Könige, als er ihn zum Edelmann machen will: „Als Bauer bin ich geboren, und wenn es Gott gefällt, so geh' ich auch als Bauer einst wieder aus der Welt“. Darum dankt ihm Karl mit der Befreiung von der Pacht und spricht die schönen Worte:

„So lange noch ein Sprössling von diesen Bauern blüht,
so lang' auf Con'rows Hufen der Pflug noch Furchen zieht,
so lange noch in Pommern ein edler Fürst regiert,
und den Greif in seinem Wappen und Gott im Herzen führt:
sollt ihr auf euren Höfen auch sitzen frank und frei
und späten Bauern künden den Lohn der Bauerntreu!“

Noch heute nach 200 Jahren blüht das Geschlecht der Müsebecks und ihre Bauerntreue auf ihrem Erbpachthof in Konerow. Meinholds Dichtung aber gehört unzweifelhaft zu seinen gelungensten.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ein Jahr nach ihm behandelte denselben Stoff **E. H. Freyberg** („Pommersche Sagen in Balladen und Romanzen“ 1836). Wesentliche Abweichungen weist dies Gedicht nicht auf, selbst das Versmass ist dasselbe wie bei Meinhold, wörtliche Anklänge machen sogar den Eindruck bewusster Entlehnung. Doch die Darstellung der schlichten Bauernart ist auch diesem Dichter gut gelungen.

Die Dichtung unserer Tage beschränkt sich nicht mehr auf die Benutzung beliebter Sagenstoffe. Seitdem sie sich die Aufgabe gestellt hat, das Echte und Wahre in Natur und Leben zu erfassen, wahres volkstümliches Wesen in landschaftlicher Eigenart darzustellen, seitdem wir eine „Heimatkunst“ in der Literatur haben (Ende der 90er Jahre des vorigen Jahrhunderts), begegnen wir auch zahlreichen Bauerngestalten in der pommerschen Dichtung. Aus der grossen Zahl nenne ich nur **O. Palleskes** Sammlung „Kuddelmuddel. Plattdütsche Gedichte“, 2. Aufl. 1873. In einigen dieser nicht umfangreichen Stücke ist die Anschauungsweise des Bauern, sein nüchterner Wirklichkeitssinn, der sich allein von der Rücksicht auf das Nützliche bestimmen lässt, seine Schlauheit, auf die er sich etwas zu gute tun würde, wenn ihn nicht der Advokat in der Stadt doch hineinlegte, trefflich dargestellt, z. B. in „De Begaudachtung“, „Gaude Rad“ u. a. Besonders wertvoll sind Palleskes Dichtungen durch das „durchaus richtige und wirklich gedachte Plattdeutsch“, das schon F. Reuter an ihnen rühmte. — Den pommerschen Bauern in seiner derben Lebensweise, bei der Arbeit und bei seinen Festen schildern in schlichter, doch oft schalkhafter Weise die Erzählungen der Frau **E. von Oertzen** in ihren Sammlungen „Entenrieke und andere hinterpommersche Geschichten“ 1901, „Die ollen vielen Jungs“ 3. Aufl. 1909 u. a. Einen Bauern von kerniger Gediegenheit und gesunden sittlichen Anschauungen, durch die er auch schwere, in der eignen Familie vorgefallene Verfehlungen zu überwinden weiss, schildert sie uns in der Erzählung „Der Strandbauernhof“, 1902. Echtes Bauernleben auf Rügen aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts führt uns **K. Mass** in seiner plattdeutschen Erzählung „Dörch Blaumen un Nettel“, 1903 vor Augen. Sein Karl Bliese und dessen Frau hängen mit derselben Liebe an der ererbten Scholle wie an der hergebrachten Lebensweise und Sitte und bewahren sich in allen Lebenskämpfen die Freude am Besitz und am Dasein. Gut geschaute Typen, besonders aus dem Bauernstande, finden sich in **Th. Malades** „Geschichten von der Scholle“, 2. Aufl. 1905. Auf andere Beispiele aus der neueren Dichtung einzugehen, ist an dieser Stelle nicht möglich. Erwähnt sei noch kurz **F. Reuters** humoristisches Gedicht „Woran einer einen pommerschen Buren kennen kann“ (Läuschen und Rimels II), in dem er uns eine köstliche Probe von den unübertrefflichen Leistungen des pommerschen Bauern im Essen gibt. Es schliesst mit den Worten:

„De pommersch Bur, de is tau ken'n,
wenn hei't Gewehr fött bi dat En'n,
wenn hei den Kolben fluschen lett,
Un wenn hei dicke Arwten frett“.

Dass „der Pommer vorwiegend ein materialistisches Geschöpf ist“ (so sagt einmal ein pommerscher Kritiker in R. Prutz Deutschem Museum), ist nach Reuters Darstellung klar. Die satirische Dichtung hat diese Seite seines Wesens gern beleuchtet; der interessante Nachweis soll an anderer Stelle erbracht werden.

Vertretern pommerscher Städte im Mittelalter begegnen wir in der dramatischen Dichtung. Der Tod des 20jährigen Herzogs Otto III. von Stettin 1464, mit dem die Stettiner Herzogslinie erlosch, hat schwere Sorge über die Bürgerschaft gebracht: die einen setzen ihre Hoffnung auf die Wolgaster Herzöge, ein kleinerer Teil auf den Kurfürsten Friedrich II. von Brandenburg. Zu ihnen gehört der Bürgermeister Albrecht Glinde, der in der chronistischen Darstellung des Th. Kantzow eine wichtige Rolle spielt: beim Begräbnis des Herzogs wirft er nach dem Brauch der Zeit dessen Schild und Helm in die Gruft mit den Worten: „Dor licht unse Herschop“ und vier Jahre später will er dem Kurfürsten heimlich die Tore öffnen. Die Sage hat die Gestalt des verräterischen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Bürgermeisters also vorzüglich für die Dichtung vorbereitet. Besungen hat ihn z. B. **O. F. Gruppe** in dem Gedicht „Die pommersche Herzogskrone". Dramatisch aber hat ihn **A. von Arnim** behandelt in „Glinde, Historisches Schauspiel".[1]) Er verbindet die beiden Ereignisse von 1464 und 1468 und lässt die feierliche Beisetzung Ottos III. und den misslungenen Versuch, die Brandenburger nach Stettin hineinzubringen, unmittelbar auf einander folgen. Darum verlegt er den Schauplatz von Schillersdorf — Kantzow sagt „und ist davon noch das Sagent vom Ratslage unter der Lynde zu Schilderstorff" — auf den Kirchhof an der Stadtmauer von Stettin, wo „grosse Denkmäler die Gräber der älteren Herzoge bezeichnen"; hier ist das frische Grab und die Linde, an der Glinde die vom Ritter Eickstädt aus der Gruft zurückgeholten Waffen aufhängt. Auch auf das Wunder, dass des Baumes Blätter in demselben Augenblick verwelken, verzichtet der Dichter nicht. Im übrigen aber hat er uns in seinem Bürgermeister Glinde keineswegs einen selbstsüchtigen Verräter dargestellt, sondern jenen weitblickenden Mann, der durch eigene kaufmännische Tüchtigkeit reich geworden, kinderlos und unbeweibt, sein Vermögen seiner Stadt zu milden Stiftungen vermachen und ihr vor allem seine ganzen Kräfte weihen will. „Uns Kaufherrn ist ein freierer Geist gewonnen, wir müssen weitersehen im Geschäft", das ist sein Grundsatz; und deshalb ist er dem Brandenburger geneigt, um dafür die Reichsfreiheit Stettins zu erhalten, „es mit der grossen Hanse enger, ungestörter zu verbinden, und den Handel weit übers Meer hinauszudehnen". Darum wagt er die heimliche Abmachung mit den Märkern, ja Kurfürst Friedrich erscheint selbst, als Mönch verkleidet, in der Stadt. Das aber wird Glindes tragische Schuld. Der Widerspruch der Bürger macht ihn bedenklich, dazu das Verwelken der Blätter am Lindenbaum. Daher schnelle Reue, Verzicht auf den heimlichen, nun gefährlich gewordenen Plan, und mannhafter Entschluss, den Kurfürsten zum Rückzug zu bewegen, wenn's sein muss, mit Gewalt. Mit den herzoglichen Waffen, die er vom Lindenbaum genommen, kämpft Glinde noch in der Nacht mit den Brandenburgern, wird zum Tode verwundet und stirbt unter der Linde. Den Kurfürst, die Stadt, die Ehre hat er gerettet. Sein Tod ist den Bürgern ein Geheimnis, und zusammen mit den Rittern vertrauen sie sich Erich, dem Herzog von Wolgast, an. Glindes erhabener Charakter aber ist durch seine Selbstaufopferung verklärt; die Stadt „verliert in ihm den wahren Herzog, die Seele, den Geist, der alles wohl zusammenhielt". — Zu bedauern ist, dass Arnim den hochdramatischen Stoff nicht zu einer vollständigen Tragödie ausgestaltet hat; er hat ihn auf einen einzigen Akt beschränkt.

Auch der Stralsunder **Heinrich Kruse** führt uns in zwei pommerschen Dramen ins Mittelalter. Obgleich der Dichter nur die ersten 18 Jahre in seiner Heimatstadt verlebte, bewahrte er ihr doch allezeit treue Anhänglichkeit, vor allem auch in seinen Dichtungen. Während seiner Studien in Bonn (1835) hatte er das Glück, E. M. Arndt näher zu treten, und das Beispiel dieses deutschen und pommerschen Mannes, der ihn in einem Empfehlungsschreiben an seinen Freund Reimer einen „wackeren, ausgezeichneten Jüngling" nannte, wird ohne Zweifel sein Heimatgefühl gestärkt haben. In seinen beiden Trauerspielen „Wizlav von Rügen" 1854, und „Raven Barnekow" 1855 führt uns Kruse Stralsunder Bürger vor Augen, kraftvolle Persönlichkeiten, weil sie die Städtemacht gegen die Fürsten verteidigen. Jenes Drama spielt im 14. Jahrhundert und zeigt des machtvollen, selbständigen Stralsund Bürgermeister Arnold Brandenburg im Kampf mit dem Minnesänger und letzten Fürsten Rügens Wizlav III. Brandenburg verkörpert den Stolz des freien Bürgers; das weiss sein Gegner am besten, denn er nennt ihn:

„Das Rolandsbild von Stralsunds Privilegien.
Er steht so lang und bolzengrade da,
als hätt' er just den Sankt Jakobiturm
in Stralsund eingeschluckt."

[1]) L. A. v. Arnims sämtliche Werke, Bd. 18, 1846.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Getreu seinem Grundsatz: „Fürst, gebt uns unser Recht! Sonst nehmen wir das Recht uns selbst“ behauptet er an der Spitze eines starken Bürgerheeres die alten Privilegien der Stralsunder, schlägt die Dänen, des Fürsten Verbündete, weist dessen Ueberfall auf Stralsund zurück und erstürmt auf einem kühnen Kriegszuge die rügensche Stammburg auf dem Rugard. Wenn irgend einer, so ist Brandenburg des Vertrauens seiner Mitbürger würdig: während sein Vater und Grossvater noch in einer schlichten Holzbude an St. Nikolai dem Bauer den Bart für einen Pfennig abgenommen haben, hat es Arnold B. durch kaufmännische Begabung un eisernen Fleiss zu Reichtum und fürstlichem Wohlstand gebracht, der seine Schiffe, wie die andern grossen Kaufherren, auf den Heringsfang nach Schonen schickt. Dann aber ist er ein Mann von starkem Gottvertrauen, nach aussen zwar rauh und hart, aber von unbeugsamem Gerechtigkeitssinn und unbedingter Zuverlässigkeit in Wort und Tat. Trotz seines Reichtums hält er an der alten Einfachheit und Gediegenheit der Lebensführung fest, kennt im Dienst keine Kleinigkeit, will nur handeln, wo andere reden. Diesem königlichen Kaufmann, diesem heldenhaften Stadtoberhaupt schlagen in treuer Liebe die Herzen seiner Bürger; denn er war „der Fürst von Stralsund“. Grosszügig und erhaben ist das Vermächtnis, das der im letzten Kampf im Hainholz zum Tode Verwundete der versammelten Bürgerschaft hinterlässt. Selten hat ein pommerscher Bürger seinem Heimatstolz und seiner Liebe zur Vaterstadt begeisterteren Ausdruck geliehen, als Arnold Brandenburg.

Kruse führt uns in seinem „Raven Barnekow“ ins 15. Jahrhundert. Neben dem Titelhelden tritt Otto Voge, Bürgermeister von Stralsund und „der reichste Mann an der ganzen Küste“, als eigentliche Hauptperson so in den Vordergrund, dass man wünschen möchte, die Tragödie wäre auch nach ihm genannt. Der Gegenstand des Streites zwischen ihm und dem Herzog Wartislaw IX. ist die Prinzessin Katharina, Nichte des Herzogs, zu deren Vormund Otto Voge von Barnim VIII. ernannt ist. In diesem Streit verteidigt der Bürgermeister die Rechte seiner Stadt mit aller Rücksichtslosigkeit und lässt in seinem Zorn den herzoglichen Rat Barnekow, der zwecks Schlichtung des Streites nach Stralsund kommt, gefangen nehmen und unter qualvollen Martern hinrichten. Auch Voge ist ein Mann von gewaltiger Willenskraft, ein grosser Charakter. Zwar nicht zarterer Empfindung bar — mit inniger Liebe hängt er an seinem Weibe Elsbeth und seiner fürstlichen Pflegetochter — vernachlässigt er doch manchmal die Sorge für das häusliche Glück, weil er seine ganze Kraft für das Ansehen und die Wohlfahrt seiner Stadt einsetzt. Treffend beurteilt ihn die Prinzessin:

„Erhaben ist's und lächerlich zugleich,
wie Ihr die Stadt nur mit dem Stral im Wappen
bedenkt und alles übrige vergesst.“

Dieser eiserne Charakter hat seinen Bürgerstolz und sein Heimatsgefühl so hoch gespannt, dass er seine Rechte in starrer Einseitigkeit bis zur äussersten Konsequenz verficht und in einer Art dämonischer Verblendung schwere Schuld auf sich lädt. Versöhnend wirkt bei seinem starren Charakter ein gesunder Humor, der sich besonders in einer kernigen, sentenzenreichen Redeweise äussert, und eine gewisse Nachgibigkeit gegen die innig geliebte Pflegetochter. Ihr zu Liebe entschliesst er sich in der äussersten Not, als der wütende Volkshaufen sein Leben fordert, zur Flucht. Das ewig Weibliche zieht auch ihn hinan. Als er schliesslich als reuiger Pilger seine Schuld gesühnt und sich mit seinen Feinden versöhnt hat, folgt Voge Katharina nach Schwerin; der reichen und mächtigen Stadt am Sund aber, die bei Kaiser und Papst mehr gilt als ein Herzog von Pommern, widmet auch dieser gewaltige Altbürgermeister ergreifende Worte des Abschieds.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Hinter Stralsund braucht Pommerns Hauptstadt nicht zurückzustehen: **H. Hoffmann** hat uns in seinem dreibändigen Roman „Wider den Kurfürsten“ 1894 eine Lokaldichtung geschenkt, in der wir nicht nur ein treffliches Bild der Stadt und ihrer Zustände im 17. Jahrhundert erhalten, sondern auch die Stände, die Handwerker, Schiffer, Lehrer der Lateinschulen und die Kaufherren in einer Reihe lebenswahrer Gestalten verkörpert finden. Ein Bild dieser biederen Städter mit ihren Fehlern und Vorzügen zu entwerfen, würde über den Rahmen dieser Ausführungen weit hinausgehen; ich beschränke mich hier auf den Hauptvertreter des Kaufmannstandes, Jürg Wichenhagen. Vom Grossvater Tobias, der seinem groben Schmiedehandwerk treu geblieben, während der Vater das Kaufmannsgeschäft begründet hatte, hat Jürg eine unbändige Kraftnatur geerbt. In allem seinem Tun zeigt sich eine kraftgenialische Anlage, ein Zug ins Grosse. Sein Geschäft baut er mehr durch Klugheit als gediegenen Fleiss aus. Natürlich bewohnt er eins der schönsten Kaufherrnhäuser, ist der reichste Mann der Stadt, hat seine eigenen Schiffe, aber auch Segeljachten ebenso wie Reitpferde; seine Leute bezahlt er gut. In den Wäldern tummelt er sich ebenso gern wie auf dem Wasser; ein verwegener Segler, „fasst ihn keine Kugel und kein Enterhaken; mit dem Teufel selbst segelt er um die Wette“. Gewandt im Verkehr mit Standesgenossen und den schwedischen Offizieren, vergnügt er sich doch lieber unter dem einfachen Volk, wenn es draussen bei Frauendorf oder Gotzlow in derber Ausgelassenheit das Pfingstfest mit Taubenabwerfen, Zechen, Singen, und Tanzen feiert. Die steifen Herren vom Seglerhause dagegen in ihrer angenommenen Förmlichkeit widerstreben ihm. Darum schwärmt das einfache Volk für ihn, wie er der Liebling der studierenden Jugend ist. Da wollen eines Tages die Studenten der Kgl. Lateinschule dem verhassten Rektor der Ratsschule, dem schreckhaften Herrn Bambamins, der sich durch eine unerhörte Schulreform — er lehrt die deutsche Sprache — besonders unbeliebt gemacht hat, in geisterhafter Verkleidung eine Katzenmusik bringen. Wichenhagen gesellt sich ihnen zufällig zu, lenkt aber den ganzen Ulk vom Rektor auf die lässige und feige Bürgerwehr auf den Wällen; jenen bewahrt er vor Schaden an Leib und Seele, während diese spornstreichs ihre Posten verlässt und sich durch die Flucht dem Gelächter der Bürger preisgibt. Jürg Wichenhagen kann also Bedeutendes leisten, wenn er nur vor grosse Aufgaben gestellt wird. Trotzdem erscheint seine Persönlichkeit im ersten Teil des Romans widerspruchsvoll und problematisch. Ein Draufgänger, der seinem Wahlspruch „Herdurch mit Freuden“ getreu, sich leicht zu schnellem Handeln fortreissen lässt, „rennt er oft kopfüber aus lauter Hochmut in die Gefahr“. Mit klarem Blick erkennt er selbst in sich urpommersches Wesen, wenn er seinem Busenfreund, dem Schiffer Pust, erklärt: „Wir Pommern sind solch Pack, Raufbolde immer ohne Zweck und Ziel, seit uralten Zeiten immer dasselbe. Lies die alten Historien: von Anbeginn nichts als ein blödes Prügeln nach rechts und links, ohne grosse Gedanken, ohne ein vornehmes Ziel. So seit 500 Jahren. Was Wunder, wenn aus mir auch nichts Besseres geworden ist, als ein zielloser Liederlich? Es liegt im Blute. Sieh, und darum war es Zeit, dass Pommern unter eine tüchtige Fuchtel kam, die uns feste Wege wies, und es ist ein Glück, dass Schweden sich unser erbarmte. Für meine arme Person freilich hat sich so etwas nicht gefunden — es würde aus dem Kerl auch wohl nichts mehr zu machen sein.“ Und doch hat Jürg W. ein starkes pommersches und auch deutsches Nationalbewusstsein, wie er durch sein mannhaftes Verhalten beweist, als er in später Nachtstunde im Ratsweinkeller am Kohlmarkt die Herausforderung eines schwedischen Offiziers zurückweist. So wenig er seinen Mitbürgern an entschlossener Abwehr des brandenburgischen Eroberers nachsteht, so weit überragt er sie alle an Scharfblick in der Beurteilung Friedrich Wilhelms, dessen Grösse er erkennt, dessen Heldentum er bewundert, dem er am liebsten dienen würde, „wenns nur nicht gegen Stettin ginge“. Seines Geistes hat auch Wichenhagen einen Hauch verspürt, auch er ist im Grunde ein Feuergeist, ein Held, dessen Kern der Durst nach Ehre ist. Zwei Frauen sind es, die das gute, edle Metall, das in ihm steckt, erst fertigschmieden: Estrid von Wulffen, die unglückliche Tochter des schwedischen Kommandanten, und Ursula Hogenholt, die stolze Stettiner Kaufmannstochter. Die kluge Schwedin

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

weiss den ritterlichen Kaufherrn in ihren Dienst zu stellen, seinem ringenden Geist grosse Aufgaben zu schaffen: die Neuordnung der feigen, zuchtlosen Bürgerwehr zum Schutze Stettins. In seiner neuen Stellung vollbringt Wichenhagen Gewaltiges; er beseelt die schlaffe Truppe mit dem Geist tapferster Verteidigung und zäher Ausdauer, führt sie zu achtenswerten Erfolgen und hintertreibt gleichzeitig die selbstsüchtigen Bestrebungen der Herren vom Seglerhause, die es gern mit dem Kurfürsten halten möchten. Gerade ihrem Kreise wird er näher gebracht durch seine Liebe zu Ursula Hogenholt, die noch während der Belagerung sein Weib wird. So kann nun Wichenhagen auch versöhnend auf die Gegensätze in der Bürgerschaft wirken, kann die widerstrebenden Kräfte zusammenfassen, hat aber auch selbst an seinem jungen Weibe, das das Wesen seiner rätselhaften Persönlichkeit besser erkannt hat, als er selbst, eine starke Stütze gefunden in den Stunden bangen Zweifels, wo er angesichts der furchtbaren Verwüstungen der Beschiessung an sich irre wird. Nun bleibt sich Jürg W. treu, zündet selbst sein schönes Haus an, um alles Misstrauen seiner Mitbürger zu zerstören, kann „leben und seine Kraft austoben und Grosses schaffen". Um solches Bürgerhelden willen und der von seinem Geiste geführten Bürgerschaft kann der Kurfürst die gewaltigen Anstrengungen einer langen Belagerung auf sich nehmen; erst durch Jürg Wichenhagen wird doppelt wahr, was Estrid von Wulffen über Stettin urteilt: „Stettin ist die Staffel zur Grossmacht in Europa; es bedeutet für die Schweden das Festland, für Brandenburg das Meer: da liegt die Grösse dieses Kampfes."

Die günstige Lage des „Landes am Meere" hat seine Bewohner schon früh auf die See hinausgelockt, ja kühne Seefahrer des dänischen Nachbarreiches hatten sich bei der Handelsstadt Julin einen festen Stützpunkt in der Jomsburg geschaffen. Im neunten Jahrhundert beherrschten sie von Pommern aus die Ostsee. Ausserordentlich geschäftig ist die Sage gewesen, um die kühnen Abenteuer ihrer Helden, unter denen auch manche Pommern gewesen sein mögen, zu verherrlichen. In den altnordischen Sagen dieser Jomswikinger und ihrer Helden, wie des wahrscheinlich aus Pommern stammenden Palnatoki, haben wir die Anfänge einer **pommerschen Seepoesie** zu erkennen.[1]) Ein Zweig dieser Sagendichtung hat sich in der alten Volkspoesie der Bewohner der Faröerinseln erhalten, von der eine Probe: „Die Jomswikinger" übersetzt und mitgeteilt ist von F. Drosihn, C. Bolle und F. Polle, Deutsche Kinderreime und Verwandtes 1897, p. 25–29.

Als vier Jahrhunderte nach der Blüte der Macht der pommerschen Wikinger jene Seeräuberbande auf der Nordsee und dem baltischen Meere ihr Unwesen trieb — „godes vrunde unde aller minschen viende", auch „vitalien brodere" oder „likendeler" nannten sie sich selbst —, bis sie unter ihren Führern Claus Störtebecker und Gödeke Michel 1402 durch die Hamburger unschädlich gemacht wurde, da setzte auch bei ihr die Volksdichtung ein. Bald nach ihrer Hinrichtung entstand ein längeres Volkslied in niederdeutscher Sprache, kurz als Störtebeckerlied bezeichnet. Obwohl es lange Zeit das Vorbild für ähnliche Dichtungen war, hat sich von der ursprünglichen Fassung nur eine Strophe zufällig erhalten. Der erste hochdeutsche Druck entstand in Wien 1550, gleichzeitig aber wurde es mündlich überliefert; so hat sich ausser in Friesland eine Fassung gerade auf Rügen erhalten. Überhaupt ist die pommersche Sage von den Seeräubern überaus lebendig geblieben und hat von den beiden Anführern eine Reihe ganz individueller Züge überliefert; bis vor kurzem dienten noch die Worte „Störtebecker kommt" auf Rügen als Schreckruf für störrische und weinende Kinder. Die hochdeutsche Fassung war noch um 1800 auf Rügen so bekannt, dass sie der Pastor Willich in Sagard aus dem Munde eines der ältesten Männer Jasmunds aufzeichnen konnte.[2]) Wie der Wiener Text[3]) besteht es aus 26 Strophen, weicht zwar inhaltlich

[1]) cf. L. Giesebrecht, Geschichte der Freibeuter von Jom, aus dem Isländischen, in Neue Pomm. Provinzialblätter I (1827) p. 90–139.

[2]) cf. Baltische Studien Bd. 14,2 (1852) p. 20–32.

[3]) cf. R. von Liliencron, Die historischen Volkslieder der Deutschen vom 13. bis 16. Jahrhundert, Bd. I, 1865 p. 210–215.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nicht von ihm ab, steht aber in Sprache und Reim weit über ihm. — Störtebecker begegnen wir hier und da auch noch in der neueren Dichtung, z. B. in **W. Jensens** „Tag von Stralsund". Lieber aber beschäftigt sie sich mit jener Jungfrau, die Störtebecker geraubt und in der Höhle der Stubbenkammer als Wächterin seiner unermesslichen Schätze zurückgelassen hat. Als verwunschene Prinzessin ist sie dort gebannt und wäscht am Strande ihr blutbeflecktes Gewand; nur durch den Gruss „Gott helf" kann sie erlöst werden. Eine — wie es scheint — spätere Form der Sage lässt sie auch tatsächlich so erlöst werden, und ihr Retter sieht noch einmal zur Geisterstunde ein Schiff nahen, dem jene alten Seeräuber, jeder das Haupt unter dem Arm tragend, entsteigen, bis sie im Innern der Stubbenkammer verschwinden. Jene ältere Darstellung findet sich, soweit ich sehe, zuerst bei dem vorpommerschen Dichter **K. Lappe**, der den Vorgang als Selbsterlebnis in Form eines schlichten Prosamärchens erzählt (Blätter I, 1824). Inhaltlich deckt sich mit seiner Darstellung **A. von Chamissos** Romanze „Die Jungfrau von Stubbenkammer", während sie **H. Freyberg** weiter ausgeführt hat in seiner Romanze „Die Jungfrau am Waschstein bei Stubbenkammer" (a. a. O. p. 26—31). Er lässt sie an ihrem Hochzeitstage von Riga entführt und die Räuber später von dem deutschen Ordensmeister gefangen werden. Unsern Pommer K. Lappe hat dieser Wettbewerb anderer Dichter nicht sonderlich erfreut; mit bitterem Hohn verspottet er sie in seinem schalkhaften Gedicht „Jedem das Seine!" (Blüten des Alters, 1841, p. 23.)

Ein Buch von ganz eigenartigem Wert ist die Lebensbeschreibung, die der 80jährige **J. Nettelbeck** von sich verfasst und J. Ch. L. Haken herausgegeben hat, 1821—1823; denn in treuherzigem Plauderton und in herzerfrischender Schlichtheit führt es uns des Seemanns Leiden und Freuden vor Augen. Vielleicht hat es niemand besser gewürdigt als L. Giesebrecht; schon 1827 schrieb er in den Neuen Pomm. Provinzialblättern, indem er besonders auf den starken heimatlichen Einschlag des Buches hinwies: „Hier gibt sich eine durchaus baltische Natur kund; man versetze diesen Charakter in Gedanken in frühere Jahrhunderte und in eine wenig veränderte Lage; was fehlt ihm zum Viking oder Seekönige? . . . . Wie Nettelbeck schon im Leben die nächsten Zustände seiner Heimat kräftiger ergriffen und durchdrungen hat, so spiegeln sich diese in seiner Erzählung heiterer, höher ab, als sie uns in der täglich uns umgebenden Wirklichkeit erscheinen: das Buch führt uns schon in die Grenzen jener baltischen Poesie, welcher wir harren." Mag es auch Übertreibung sein, wenn ein Biograph Nettelbecks seine Lebensbeschreibung in ihrem ersten Teil eine pommersche Odyssee, im letzten eine pommersche Ilias nennt: sie bleibt doch im wahren Sinne ein echtes, von poetischem Geist durchwehtes Volksbuch.

So oft Kolbergs heldenmütige Verteidigung im Liede gefeiert ist, ist auch Nettelbecks gedacht worden; zuerst in jenen Soldatenliedern, die schon während der Belagerung von sangeskundigen Kriegern verfasst und volksliederartig verbreitet wurden. Später folgten **W. Bornemann, O. F. Gruppe, K. von Holtei** „Der Preusse in Lissabon", 1827. Einen stimmungsvollen dichterischen Nachruf hat ihm auch der pommersche Dichter **Benno** gewidmet, 1826/27. Die schönste Verherrlichung aber hat der Kolberger Seemann und Bürger in zwei Schauspielen gefunden. So selbständig auch ihr dichterischer Wert ist, so wären sie doch ohne des Helden Selbstbiographie wohl nie entstanden. Auf **P. Heyses** „Colberg, Historisches Schauspiel in 5 Akten", 1868, näher einzugehen, erübrigt sich. Die Seemannsnatur hat der Dichter trefflich gezeichnet, besonders auch durch die derbe, bilderreiche Sprache, die nachweislich durch die Biographie Nettelbecks stark beeinflusst ist. Viel näher liegt uns Stettinern „Colberg 1807, oder Heldensinn und Bürgertreue. Schauspiel in 5 Akten", 1863, von **P. Wendt**, der viele Jahre selbst Stettiner Bürger war. Die Dichtung wurde bereits vor 50 Jahren (1862) vollendet und zum ersten Mal im Januar 1868 im Stadttheater zu Stettin aufgeführt, später 1875 ebenda, und in Kolberg, wo es auch noch 1908 von den Schülern des Domgymnasiums zur 50jährigen Jubelfeier dargestellt wurde. P. Wendts Schauspiel ist somit volle sechs Jahre älter als das gleichnamige P. Heyses. Vor diesem zeichnet sich das Wendtsche

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

vor allem durch die historische Treue des Stoffes und der auftretenden Personen aus. W. lässt nicht nur, wie jener, Gneisenau und Nettelbeck, sondern auch den 1. Kommandanten Lucadou, den Vizekommandanten von Waldenfels und den kühnen Schill auftreten. Den dramatischen Höhepunkt bildet der Heldentod des Vizekommandanten v. W., des idealsten Vertreters des Kriegerstandes, der in manchen Zügen an Max Piccolomini erinnert. In sein rauhes Kriegerhandwerk fällt der milde Strahl der Liebe zu Marie Feilcke, der Nichte des gleichnamigen Kaufmanns. Ihr weiches, zartes Wesen entwickelt sie nach dem Tode des Geliebten zu heldenhafter Stärke, und sie macht den verzweifelten Versuch, die wenigen überbliebenen Krieger ihres Bräutigams selbst zum Rachekampf zu führen. Neben den Helden sind die Volkskreise in Szenen von packender Anschaulichkeit geschildert: Bürger, Handwerker, Soldaten, Schiffer und Lotsen. Aus der Zeichnung seiner pommerschen Landsleute spricht ein starkes Heimatsgefühl des Dichters. Wunderbar tönt in all den Kriegslärm die Poesie des pommerschen Meeres hinein; mit Recht zeigt uns Wendt, durch wie zarte Fäden die Herzen der Kolberger Bürger mit der See, ihrem stärksten Verbündeten, dem Lebenselement eines Nettelbeck und so vieler anderer, verbunden sind. Wendts Schauspiel „Colberg" ist ebenso seines Bühnenerfolges sicher, wie seine anderen pommerschen Dramen, die auch ausserhalb unserer Heimat, z. B. im Kgl. Theater in Potsdam, mit Beifall aufgenommen sind.

Das Meer spielt im Leben der Pommern eine so wichtige Rolle, dass wir auch sonst zahlreichen Gestalten und Motiven aus dem Seemanns- und Fischerleben in der pommerschen Dichtung begegnen. **P. Wendt** hat sie z. B. auch in seinem Operntext „Die Rose von Thiessow" dargestellt. **W. Meinhold** hat eine der stärksten poetischen Kräfte in den Elementen des Meeres, dem er ja so nahe war; seine Seestücke sind ohne Zweifel seine gelungensten und anziehendsten Gedichte, z. B. „Der Streckelberg" und „Der Sturm an der Ostsee" (schon 1824). Allbekannt sind **L. Giesebrechts** „Normann" (in verkürzter Form „Der Lotse") und „De Schipper"; ja einen ganzen Cyklus von Seegedichten hat er geschaffen unter dem Namen „Buch des jungen Seemanns", Gedichte, 1867, II p. 198 ff, denen die Erlebnisse seines Sohnes Albert zu Grunde liegen. Erklärend fügt der Dichter hinzu: „Der alte magnetische Zug nach der See wurde wieder in meiner Familie lebendig." Zu den schönsten Gedichten dieser Art gehört **Annmariek Schultens,** der unglücklichen Greifswalder Dichterin „De Schippsjung". Das Naturschöne des baltischen Meeres und seines einzigartigen Insellandes Rügen hat **G. L. Kosegarten** am Ende des 18. Jahrhunderts geradezu erst entdeckt [1]) und in zahlreichen, z. T. tief empfundenen lyrischen Gedichten besungen. [2]) Ihm sind erst **K. Lappe** und **W. Meinhold** in der Verherrlichung Rügens gefolgt; jener besonders in seinem unten erwähnten Buch „Mitgabe nach Rügen". Wie gut er die Natur der Bewohner Rügens kennt, zeigt seine humorvolle Bemerkung, a. a. O. p. 184: „Ein echter Rügianer ist ein halber Seehund; er hält sich, nach einem gemeinen Sprüchworte bei uns, zwei Hälse; den einen lässt er zu Hause, um den andern bei seinen Fahrten daransetzen zu können". — Episch und dramatisch ist das pommersche Meer mit besonderer Liebe von **H. Kruse** behandelt. In seinen „Seegedichten" 1889 hat er uns „unvergleichliche Kleinbilder des Lebens und Treibens am Strande und auf dem Meere, im Hafen und an Bord" voll köstlichen Humors geschaffen; man kann ihn geradezu als den epischen Vertreter des Seemannslebens bezeichnen. Ihm hat sich später an die Seite gestellt **J. Segebarth,** der die Erlebnisse seiner jahrelangen Seefahrten besonders in erzählenden Werken darstellt. **F. Spielhagen** verdanken wir zwar meisterhafte Schilderungen unserer Küstenlandschaft, wir bewundern seine Kunst, mit der er die gewaltigen Naturvorgängen mit den Menschenschicksalen zu verknüpfen weiss — ich erinnere nur an seinen grossen Roman „Sturmflut" — doch seine Menschen hat er oft zu einseitig geschaut, auch seine Gestalten vom baltischen Strande sind nicht immer lebenswahr dargestellt. Mehr an die Wirklichkeit hält er sich noch in seiner

[1]) vgl. Kosegartens Brief an K. Lappe in „Mitgabe nach Rügen" von K. Lappe. 1818 S. 92.
[2]) vgl. Kosegartens Dichtungen, 1824—1827, 12 Bde.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Erstlingsnovelle „Auf der Düne“, 1858, in der der Lotsenkommandeur vom Nedur, d. h. der Oberlotse vom Ruden, ein echter pommerscher Seemannstypus ist. — Nach dieser Richtung wird Spielhagen weit übertroffen von **H. Hoffmann.** In Stettin, Ückermünde, Swinemünde, Stolp u. a. pommerschen Orten kennt sich der Dichter aus eigner Anschauung so aus und hat Land und Leute, insbesondere die Schiffer und Fischer so aufmerksam beobachtet, dass ihm in seinen Dichtungen eine ganze Reihe derartiger Gestalten vorzüglich gelungen ist; ich nenne vor allem die von seinem sonnigen Humor verklärten Gestalten in „Tante Fritzchen“, „Von Haff und Hafen“ u. a. Doch übertroffen werden sie alle vom Busenfreund des Kaufherrn J. Wichenhagen im Roman „Wider den Kurfürsten“, vom Schiffer Niklas Pust.[1]) Er hat „das Gesicht eines Mannes von nicht ganz alltäglicher Erscheinung. Unter seiner geölten Schifferkappe markieren sich zunächst sehr auffällig ein Paar struppiger, halb ergrauter Augenbrauen, sehr kurz, als wären sie an den Enden rasiert, und ihre Bogen mit seltsamem Schwung nicht nach unten, sondern nach oben öffnend. Darunter zwei kleine, höchst listig zwinkernde Augen, und die runde Breite des übrigen Gesichts, das zahllosse Runzeln untermischt mit Narben und Schmarren übersäen, ist nach unten abgeschlossen durch einen knapp geschorenen Kinnbart. Trotz dieser Runzeln aber sieht das Gesicht nicht sonderlich alt aus, sondern frisch und kräftig, obzwar über die Jahre der zarteren Jugend lange hinaus.“ Dazu passt seine kurze, breitschultrige Gestalt, seine krummen Beine und sein schwankender Schiffergang ganz vorzüglich. Er ist einst auf der Seefahrt zwischen Danzig und Kolberg geboren; darauf glaubt er nicht nur stolz sein zu müssen, sondern ist fest überzeugt, dass das Seeleben dem Landleben an Wert weit überlegen sei. Seine Logik ist ebenso volkstümlich, wie seine Sprache und sein trockener Mutterwitz. Auf seinen vielen Seefahrten hat er sich Erfahrung und Lebensweisheit angeeignet. Ebenso gern gibt er daher jungen Mädchen nützliche Lehren über das Heiraten — „ein Mädchen muss immer erst drei unglückliche Lieben gehabt haben, ehe es reif ist zum Heiraten, vorher ist es zu dumm und daddlig, und ein Mann gar sechs“ — wie er seinem jüngeren Freunde J. Wichenhagen in allen Lagen ein treuer Berater und Helfer ist. Er ist geradezu sein Faktotum, für das kein Auftrag zu schwierig ist: ebenso schlau und erfolgreich weiss er die Rolle eines Spions im Oderbruch zu übernehmen, wie er, ein verwegener Draufgänger, des Kaufherrn Kornschiff, die Vineta, mitten durch feindliche Kaper in den Hafen bringt. Den Brandenburgern, die auch mit ihren Schiffen Stettin bedrohen, steckt er sogar eine stolze Galeere in Brand und bringt sie als Kriegsbeute ein. Von Wichenhagens problematischer Natur hat der Schiffer Niklas Pust nichts an sich; er gehört zu den geschlossensten und gelungensten Figuren des ganzen Romans.

Tagebuch der Schule

Haupterlebnisse des Stadtgymnasiums. 21. März 1404 Gründung des Stadtgymnasiums, 1540 Schulreform unter Bugenhagens Leitung durch Superintendent Paul vom Rode, 1550—1832 Schulhaus das ehemalige Karmeliterkloster in der Mönchenstrasse; 1789 Schulreform durch Direktor Dr. Friedrich Koch, 1805 Vereinigung des Marienstiftsgymnasiums (29 Schüler) mit dem Stadtgymnasium (149 Schüler) im Gebäude und (seit 1816) unter dem Direktor des Stadtgymnasiums; seit 1832 dies „Vereinigte Königliche und Stadtgymnasium“ am Marienplatz 1; 1868 Trennung der beiden Schulen und Neugestaltung des Stadtgymnasiums; seit 1871 Schulhaus an der Grünen Schanze, seit 1903 in der Barnimstrasse. Oktober 1905 Vollendung der Schule als Doppelanstalt mit 18 Gymnasial- und 6 Vorschulklassen.

Lehrer. Königl. Provinzialschulrat Dr. **Grassmann** wohnte (20. 11. 11) dem Unterricht einiger Lehrer bei. — Der **Direktor** besuchte einen **archäologischen Kursus** der Universität Berlin (20. - 28. 4) sowie den **Pommerschen Direktorentag** (9.—11. 5.), wo u. a. über Bürgerkunde, biologische Unterweisung, lateinische Sprechübungen und über Schülervereine beraten wurde; den schriftlichen Bericht des Stadtgymnasiums über Bürgerkunde hatte Professor **Helbing** übernommen. — **Beurlaubt** waren aus Gesundheitsrücksichten Professor **Timm** drei Wochen im November, vier Wochen im September der **Direktor**, den in dankenswerter Weise Professor **Jahr** vertrat. Oberlehrer **Ballauff** sah sich, nach langem Urlaub, durch ein Halsleiden gezwungen, aus dem ihm lieb gewordenen Lehrerberuf, dem er nur wenige Jahre angehörte,

[1]) Beide Personen, auch ihre Familiennamen, sind historisch.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf